

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Ein Mädchen zwischen High School und Verbrechen, zwischen Liebe und Verantwortung

New York 2083: Wasser und Papier sind knapp, Kaffee und Schokolade sind illegal. Smartphones sind für Minderjährige verboten und um 24 Uhr ist Sperrstunde. Die Balanchine Familie ist das Zentrum des illegalen Schokoladenhandels in New York. Doch die Eltern von Anya Balanchine sind bereits tot, und Anya ist mit 16 Jahren das Familienoberhaupt. Sie kümmert sich um ihre Geschwister und die kranke Großmutter, und versucht, sie alle möglichst aus dem illegalen Familiengeschäft rauszuhalten.

Von ihrer ersten großen Liebe Win kann sie sich allerdings nur sehr schwer fernhalten, dabei ist er ausgerechnet der Sohn des Oberstaatsanwaltes – ihres schlimmsten Feindes ...

Gabrielle Zevin hat in Harvard Literatur studiert und lebt in Los Angeles. Sie hat bereits mehrere Romane sowie Drehbücher für Hollywoodfilme verfasst. Ihre Bücher standen für mehrere Wochen auf der New-York-Times-Bestseller-Liste, wurden in über zwanzig Sprachen übersetzt und mit vielen Preisen ausgezeichnet. Bei FISCHER FJB lieferbar: ›Bitterzart‹, der erste Band dieser Reihe, sowie die Folgebände ›Edelherb‹ und ›Extradunkel‹.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Gabrielle Zevin *Bitterzart*

Aus dem Amerikanischen
von Andrea Fischer

FISCHER Taschenbuch



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, März 2015

Die Originalausgabe erschien 2011 unter dem Titel
›All these things I've done‹ bei Farrar Strauss Giroux, New York
© Gabrielle Zevin 2011

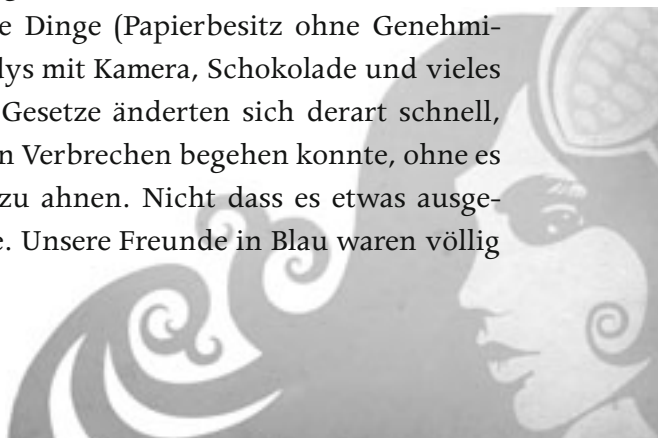
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 2013
Satz: Dörlemann Satz, Lemförde
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-596-19073-7

I. Ich verteidige meine Ehre

Am Abend bevor ich in die elfte Klasse kam – ich war so gerade sechzehn –, sagte Gable Arsley, er wolle mit mir schlafen. Nicht in ferner oder absehbarer Zukunft. Nein, sofort.

Zugegebenermaßen hatte ich keinen besonders guten Geschmack, was Jungen anging. Ich fühlte mich zu denen hingezogen, die es nicht gewohnt waren, um Erlaubnis zu fragen, bevor sie etwas taten. Jungen, die wie mein Vater waren, nehme ich an.

Wir waren gerade heimgekehrt von einem Mondscheincafé (einem Lokal mit illegalem Kaffeeauschank), das sich am University Place im Kellergeschoss einer Kirche befand. Das war zu der Zeit, als Koffein gesetzlich verboten war, so wie tausend andere Dinge (Papierbesitz ohne Genehmigung, Handys mit Kamera, Schokolade und vieles mehr). Die Gesetze änderten sich derart schnell, dass man ein Verbrechen begehen konnte, ohne es überhaupt zu ahnen. Nicht dass es etwas ausgemacht hätte. Unsere Freunde in Blau waren völlig



überfordert. Die Stadt war pleite, und ich würde sagen, rund drei Viertel der Polizisten waren auf die Straße gesetzt worden. Die restlichen hatten keine Zeit für Jugendliche, die sich illegal an Koffein berauschten.

Ich hätte wissen müssen, dass etwas nicht stimmte, als Gable anbot, mich zurück zu meiner Wohnung zu begleiten. Zumindest nachts war es ein ziemlich gefährlicher Weg vom Café zu dem Haus auf der East Ninetieth, wo ich wohnte, und normalerweise musste ich mich alleine dorthin durchschlagen. Gable wohnte in Downtown und dachte wohl, da ich bisher nicht unterwegs umgekommen war, würde es auch weiterhin gutgehen.

Wir stiegen hoch zu meinem Apartment, das schon seit Ewigkeiten im Besitz meiner Familie war – genauer gesagt seit 1995, dem Jahr, als meine Großmutter Galina geboren wurde. Galina, die von uns Nana genannt wurde und die ich abgöttisch liebte, starb nun in ihrem Zimmer vor sich hin. Sie hatte die zweifelhafte Ehre, der älteste und kränkste Mensch zu sein, den ich je gekannt hatte. Sobald ich ihre Tür öffnete, hörte ich die Apparate, die ihr Herz und den Rest ihres Körpers am Leben hielten. Die Maschinen waren nur deshalb noch nicht abgestellt worden, wie man es

bei jedem anderen getan hätte, weil Nana die Verantwortung für meinen älteren Bruder, meine kleine Schwester und mich trug. Im Kopf war sie übrigens noch völlig klar. Obwohl sie ans Bett gefesselt war, entging ihr so gut wie nichts.

Gable hatte an jenem Abend vielleicht sechs Espresso getrunken, zwei davon waren mit etwas Prozac (ebenfalls verboten) versetzt, und er war total aufgedreht. Ich will ihn nicht in Schutz nehmen, sondern nur die Umstände erklären.

»Annie«, sagte er, löste seine Krawatte und setzte sich auf die Couch, »du musst hier doch irgendwo Schokolade haben. Ich weiß es. Los, komm, Schätzchen, gib Daddy, was er braucht!« Es war das Koffein, das aus ihm sprach. Gable hörte sich wie ein anderer Mensch an, wenn er was intus hatte. Ich fand es besonders furchtbar, wenn er sich selbst Daddy nannte. Das hatte er wohl in einem alten Film gehört. Am liebsten hätte ich gesagt: *Du bist nicht mein Daddy. Du bist siebzehn Jahre alt, Herrgott nochmal.* Manchmal sagte ich das auch, aber meistens ignorierte ich sein Gerede. Mein echter Daddy hatte immer gesagt, wenn man nicht so manches ignoriert, kämpft man sein ganzes Leben lang gegen Kleinigkeiten. Die Schokolade war anscheinend der eigentliche Grund, weshalb Gable mit ins Apartment gekom-

men war. Ich sagte ihm, dass ich ihm ein Stück geben würde, aber dann müsse er gehen. Am nächsten Tag fing die Schule wieder an (wie gesagt: für mich die elfte Klasse, bei ihm die zwölfte), und ich brauchte meinen Schlaf.

Wir bewahrten unsere Schokolade in einem Safe hinten im Schrank von Nanas Zimmer auf. Ich versuchte, lautlos an ihrem Bett vorbeizuschleichen, auch wenn das nicht nötig gewesen wäre. Ihre Apparate machten Lärm wie eine U-Bahn.

In Nanas Zimmer roch es nach Tod, einer Mischung aus älterem Eiersalat (Geflügel war rationiert), überreifen Honigmelonen (Obst war besonders schwer zu bekommen), alten Schuhen und Putzmitteln (Erwerb nur über Gutscheine). Ich trat in ihren begehbaren Kleiderschrank, schob ihre Mäntel zur Seite und gab die Kombination ein. Hinter den Waffen lag die Schokolade, eine edelherbe Sorte aus Russland mit Haselnüssen. Ich schob mir einen Riegel in die Tasche und schloss den Safe wieder. Beim Hinausgehen gab ich meiner Großmutter einen Kuss auf die Wange, und sie wachte auf.

»Anya«, krächzte sie. »Wann bist du nach Hause gekommen?«

Ich erwiderte, ich sei schon länger zurück. Sie würde den Unterschied eh nicht bemerken und

sich nur Sorgen machen, wenn sie erfuhr, wo ich gewesen war. Dann sagte ich ihr, sie solle weiter-schlafen, ich hätte sie nicht aufwecken wollen.

»Du brauchst deinen Schlaf, Nana.«

»Wofür denn? Auf mich wartet bald der ewige Schlaf.«

»Red nicht so! Du wirst noch sehr lange leben«, log ich.

»Leben und am Leben sein ist nicht dasselbe«, murmelte sie und wechselte dann das Thema.

»Morgen ist der erste Schultag.«

Ich staunte, dass sie sich daran erinnerte.

»Hol dir einen schönen Schokoriegel aus dem Schrank, Anyeschka, ja?«

Ich tat wie geheißen, legte den Riegel aus meiner Tasche zurück in den Safe und ersetzte ihn durch einen anderen von derselben Sorte.

»Zeig ihn niemandem«, mahnte Nana. »Und teil ihn dir nur mit jemandem, den du wirklich liebst.«

Leichter gesagt als getan, dachte ich, versprach aber, das zu beherzigen. Dann drückte ich noch einen Kuss auf die papierene Wange meiner Großmutter und schloss leise die Tür hinter mir. Ich hatte Nana wirklich lieb, aber in diesem schrecklichen Zimmer hielt ich es nicht lange aus.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, war Gable

nicht mehr da. Ich wusste, wo er zu finden sein würde.

Er lag mitten auf meinem Bett und schlief. Das war meiner Meinung nach das Problem beim Kaffeekonsum. Probierte man nur ein bisschen, bekam man einen netten Schwips. Nahm man aber zu viel davon, war man erledigt. So war das zumindest bei Gable. Ich trat ihm vorsichtig gegen das Bein. Er wachte nicht auf. Ich trat erneut zu, diesmal härter. Er stöhnte nur leise und drehte sich auf den Rücken. Also entschloss ich mich dazu, ihn seinen Rausch ausschlafen zu lassen. Wenn es hart auf hart käme, würde ich auf der Couch übernachten. Außerdem war Gable niedlich, wenn er schlief. Er wirkte so harmlos wie ein junger Hund oder ein kleiner Junge.

Ich holte meine Schuluniform aus dem Schrank und hängte sie für den nächsten Tag über meinen Schreibtischstuhl. Dann packte ich meine Tasche und lud meinen Tablet auf. Ich brach ein Stückchen von der dunklen Schokolade ab. Sie schmeckte kräftig und nach Wald. Den Rest wickelte ich wieder in die Alufolie und legte ihn in die oberste Schublade. Zum Glück hatte ich die Schokolade nicht mit Gable teilen müssen.

Ich kann verstehen, wenn man sich fragt, warum Gable mein Freund war, obwohl ich nicht mal

meine Schokolade mit ihm teilen wollte. Nun ja, er war kein Langweiler. Gable war ein wenig anrühlig, und dumm, wie ich war, fand ich das wohl anziehend, zumal man durchaus behaupten konnte, dass es mir an positiven männlichen Vorbildern mangelte. Gott sei deiner Seele gnädig, Daddy. Außerdem war es nichts Alltägliches, miteinander Schokolade zu teilen: Sie war wirklich sehr schwer zu bekommen.

Ich beschloss zu duschen, damit ich das nicht am nächsten Morgen machen musste. Als ich neunzig Sekunden später herauskam (Duschen hatten damals Zeitschaltuhren eingebaut, weil Wasser immer teurer wurde), saß Gable im Schneidersitz auf meinem Bett und schob sich den Rest meines Schokoriegels in den Mund.

»He!«, rief ich, das Handtuch um mich geschlungen. »Du warst an meiner Schublade!«

Er hatte Schokoladenflecken am Daumen, am Zeigefinger und in den Mundwinkeln. »Ich hab nicht danach gesucht. Ich hab sie gerochen«, erklärte er schmatzend. Dann hielt er kurz inne, um mich zu betrachten. »Du siehst hübsch aus, Annie. So sauber.«

Ich zog das Handtuch enger um mich. »Da du jetzt wach bist und deine Schokolade bekommen hast, kannst du ja gehen«, sagte ich.

Er rührte sich nicht.

»Na, los! Raus mit dir!«, sagte ich mit Nachdruck, wenn auch nicht sehr laut. Ich wollte meine Geschwister und Nana nicht wecken.

Da sagte Gable, er fände, wir sollten miteinander schlafen.

»Nein«, entgegnete ich und ärgerte mich, so dumm gewesen zu sein und zu duschen, während ein Junge mit Koffeinrausch in meinem Bett auf der Lauer lag. »Auf gar keinen Fall.«

»Warum nicht?«, fragte er zurück. Dann sagte er, er sei in mich verliebt. Es war das erste Mal, dass ein Junge so etwas behauptete. So unerfahren ich auch war, merkte ich doch, dass er es nicht ehrlich meinte.

»Ich möchte, dass du jetzt gehst«, sagte ich. »Wir haben morgen Schule und müssen beide ausgeschlafen sein.«

»Ich kann nicht mehr gehen. Es ist schon nach zwölf.«

Nicht dass es genug Polizisten gegeben hätte, um die Sperrstunde auch durchzusetzen, dennoch herrschte ab Mitternacht Ausgangssperre und sie galt in der ganzen Stadt für alle Personen unter achtzehn. Es war aber erst Viertel vor zwölf, deshalb log ich ihm vor, er könne es noch schaffen, wenn er sich beeile.

»Das schaffe ich niemals, Annie. Außerdem sind meine Eltern nicht zu Hause, und deine Großmutter bekommt doch gar nicht mit, wenn ich hier übernachtete. Los, komm, sei lieb zu mir!«

Ich schüttelte den Kopf und versuchte, entschlossen dreinzuschauen, was in einem geblühten gelben Handtuch nicht ganz leicht war.

»Bedeutet es dir denn gar nichts, dass ich dir gerade meine Liebe gestanden habe?«, fragte Gable.

Ich dachte kurz darüber nach und kam zu dem Schluss, dass es wirklich nichts bedeutete.

»Eigentlich nicht. Solange ich weiß, dass du es nicht ernst meinst.«

Er sah mich mit seinen großen dummen Augen an, als hätte ich ihn gerade verletzt. Dann räusperte er sich und versuchte es mit einer anderen Strategie. »Komm, Annie! Wir sind seit fast neun Monaten zusammen. So lange bin ich noch bei keiner geblieben. Also ... ich meine ... Warum nicht?«

Ich zählte ihm meine Gründe auf. Erstens, sagte ich, wären wir zu jung. Zweitens würde ich ihn nicht lieben. Und drittens, und das sei am wichtigsten, würde ich nichts von Sex vor der Ehe halten. Ich war im Großen und Ganzen ein frommes katholisches Mädchen und wusste genau, wohin

mich das am Ende bringen würde: direkt in die Hölle. Und um das einmal festzuhalten: Ich glaubte felsenfest an Himmel und Hölle, und zwar nicht im übertragenen Sinn. Dazu aber später mehr.

Gables Blick war nun ein klein wenig irre – vielleicht lag es an der Schmuggelware, die er sich gerade einverleibt hatte –, er stand vom Bett auf und kam auf mich zu. Dann begann er meine nackten Arme zu kitzeln.

»Hör auf!«, sagte ich. »Im Ernst, Gable, das ist nicht komisch. Du willst ja nur, dass ich das Handtuch fallen lasse.«

»Warum hast du denn überhaupt geduscht, wenn du nicht willst, dass ...«

Ich drohte ihm an zu schreien.

»Und dann passiert *was?*«, fragte er. »Deine Großmutter kann nicht aus dem Bett. Dein Bruder ist behindert. Und deine Schwester ist noch ein kleines Kind. Wenn du schreist, bekommen sie nur Angst.«

Ein Teil von mir konnte nicht fassen, dass dies tatsächlich in meiner eigenen Wohnung geschah. Dass ich so fahrlässig und dumm gewesen war. Ich zog mir das Handtuch bis unter die Achselhöhlen und stieß Gable von mir, so heftig ich konnte. »*Leo ist nicht behindert!*«, rief ich.

Am Ende des Flurs öffnete sich eine Tür, dann hörte ich Schritte. In der Tür erschien Leo, der so groß war wie Daddy (eins dreiundneunzig) und einen Schlafanzug mit einem Muster aus Hunden und Knochen trug. Auch wenn ich die Situation im Griff hatte, war ich noch nie so froh gewesen, meinen großen Bruder zu sehen. »Hi, Annie!« Leo nahm mich kurz in den Arm, ehe er sich an meinen baldigen Exfreund wandte. »Hallo, Gable«, sagte er. »Ich habe Krach gehört. Du gehst jetzt besser nach Hause. Du hast mich geweckt, das ist in Ordnung. Aber wenn du Natty aufweckst, ist das nicht gut, weil sie morgen zur Schule gehen muss.«

Leo führte Gable zur Eingangstür. Ich entspannte mich erst, als ich hörte, wie sie ins Schloss fiel und Leo die Kette vorlegte.

»Ich finde deinen Freund nicht besonders nett«, sagte er, als er zurückkam.

»Weißt du was? Das sehe ich genauso«, erwiderte ich. Ich sammelte das von Gable weggeworfene Schokoladenpapier ein und zerknüllte es zu einer Kugel. Nach Nanas Maßstab war der einzige Junge in meinem Leben, der es wert war, meine Schokolade mit ihm zu teilen, mein Bruder.